

Eigenwillige Abhängigkeiten - oder : trotzdem unabhängig?

Autor(en): **Schmuckli, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **109 (2015)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eigenwillige Abhängigkeiten – oder: trotzdem unabhängig?

Seit längerem treibt die Autorin das «Abhängig-Sein» und dessen Stellenwert in der Gesellschaft um. In ihrem Blick ist die Akzentverschiebung zu jener hoch geschätzten, philosophisch fundierten, politisch praktizierten und juristisch beispielsweise im Kinder- und Erwachsenenschutzrecht verankerten Unabhängigkeit. Unabhängigkeit wird überhöht, stilisiert und schliesslich als spezifische Form von alltäglichem Autismus zelebriert. Im Zeitalter der Ich-AG und des salonfähigen Egoismus wird ein lebendiges Gegenüber zunehmend instrumentalisiert – zwecks eigener Wertschätzung. Die Notwendigkeit des gegenseitigen Austausches wird belächelt. Man muss autonom sein und Abhängigkeiten zwingend meiden, will man als souverän gelten. Dies gilt selbst noch angesichts des eigenen Sterbens. Woher kommt diese reflexartige Ablehnung von Abhängigkeiten? Eine Spurensuche.

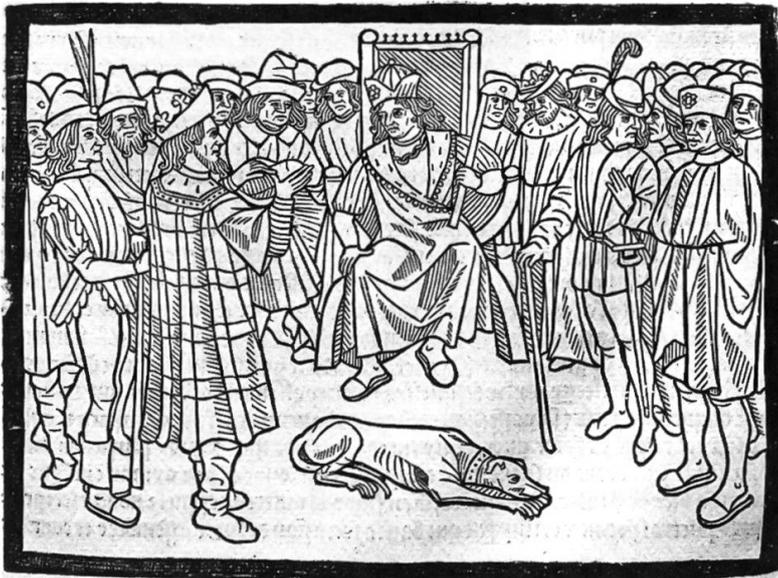
Vor kurzem hat mir ein Freund mit Stolz erzählt, dass er seine Berufswahl damals völlig frei und unabhängig getroffen hätte. Er habe sich zwischen einer Karriere als Berufsmusiker oder einer Vollzeitanstellung als Heimleiter oder aber auch als Teilzeitlehrer mit einem stärkeren Engagement in der Familie entscheiden können. Er habe dies als Wahlfreiheit und Bestätigung seiner Unabhängigkeit erlebt, gerade weil er gewusst habe, dass seine Frau all seine Entscheide gleichermaßen unterstützen würde. Schliesslich untermauerte er seine Unabhängigkeit mit wortreichen Argumenten aus seinem Studium der Philosophie.

Die Philosophie liefert tatsächlich viel Material für die Idee der Unabhängigkeit. Eine ihrer wohl nachhaltigsten Denkfiguren ist das Herr-Knecht-Verhältnis. Mit dieser Denkfigur beschreibt Georg Wilhelm Friederich Hegel bereits im 19. Jahrhundert, wie der Herr allmählich realisiert, dass er auf seinen Knecht angewiesen ist, der für ihn die konkrete Arbeit auf dem Feld, im Stall oder im Kontor erledigt und so seinen Reichtum erwirtschaftet, und dass er den Status als Herrn nur bewahren kann, wenn er seinen Knecht zu halten versteht. Andererseits realisiert der Knecht, dass er tatsächlich die Arbeit erledigt und sich so Fähigkeiten erwirbt, die ihn vom Herrn unterscheiden, und dass nicht nur er vom Herrn abhängig ist, sondern auch der Herr von ihm, dem Knecht. Hegel betont nun – und ebenso seine Philosophen-Nachfolger – den schrittweisen Prozess der Einsicht in die wechselseitige Abhängigkeit und zugleich das zunehmende Erstarken von Selbstbewusstsein aufgrund des Beharens auf Unabhängigkeit. Gerade weil sowohl der Herr als auch der Knecht mit zunehmender Positionsstärke sich mehr und mehr als eigenständige Subjekte selber erkennen, sich gegenseitig respektieren und sich so unabhängig wännen, beginnt ein unaufhörlicher Kampf um (soziale) Anerkennung. Zwar ist dieser

Kampf um Anerkennung nicht ausbalanciert und voller Widersprüche; verbunden sind jedoch beide Figuren miteinander im Ansinnen, sich im Kampf nicht zu töten beziehungsweise töten zu lassen, also durchaus real zu überleben und in diesem Überlebenskampf einen gewissen Fortschritt im zivilisierten Umgang miteinander zu erreichen. So wird die gegenseitige Anerkennung zu einem notwendigen Schritt, Abhängigkeit aufzugeben und Unabhängigkeit gegenseitig einzufordern.

Diese Denkfigur des Herrn-Knechts hat historisch bei analoger Dialektik gewisse Weiterentwicklungen erlebt: Der Herr erscheint im Gewande des Indus-

Der Holzschnitt aus der «Chroniques de France» von 1515 zeigt Henri I, König von Frankreich, umgeben von Adeligen und Lehnsherren auf dem Thron sitzend. Vor ihm liegt ein Hund, Sinnbild der Treue und Unterwerfung.



triellen, der Knecht in jenem des Proletariats (Karl Marx); und im Kontext der Zweiten Frauenbewegung schliesslich wird der Herr zum Mann und der Knecht zur Frau (Christel Neusüss).

Diese zentrale Denkfigur, die die Idee der Unabhängigkeit vorantreibt, verbirgt drei ideengeschichtliche Elemente, die ich hervorstreichen will: Die Denkfigur setzt, dass das Verhältnis zwischen Herr und Knecht ursprünglich hierarchisch ist. Die Hierarchie schafft eine Dominanz bzw. eine Unterwerfung: Der Herr dominiert den Knecht, der Knecht hat sich zu unterwerfen. Der Kampf um Anerkennung ist nie abgeschlossen, be-

Editorial

Ich bin. Aber ich habe mich nicht.
Darum werden wir erst.

Ernst Bloch

1968 war es für uns damals junge Menschen klar: Die notwendigen Entwicklungen laufen in Bewegungen, im Wir, wir WERDEN... Eine autistische Ich-AG im heutigen Zeitgeist wäre fremd und uneinfühlbar gewesen für uns alle. Vielleicht haben wir den Appell deshalb bis heute nicht nachvollzogen.

Ob beim kleinen neugeborenen Kind, ob beim Greis, ob bei der Suche nach einer Subsistenzbasis, ob in Krankheiten und Beeinträchtigungen – für niemanden ist das Leben «autonom» möglich. Das vorliegende Heft ist eine kleine Auslegung dessen, was Leben und «Abhängigkeit» meint, die differente Autonomie.

Der Satz von Bloch stand auf unserer Heiratsanzeige: Vielleicht heisst das «Darum werden wir erst» ja auch Liebe.

Es ist mein letztes Heft als Co-Redaktorin. Ich danke für alles, was in den gut sechs Jahren entstanden ist, herzlich.

Monika Stocker

Wechsel in der Redaktion

Bereits ein Jahr im Voraus hat Monika Stocker ihren Rücktritt als Co-Redaktorin angekündigt. Wir sind Monika sehr dankbar, dass wir uns so ohne Zeitdruck auf die Suche nach einer neuen Redaktorin machen konnten. Erfreulicherweise stiess die Ausschreibung auf grosse und qualifizierte Resonanz. Die Findungskommission war zusammengesetzt aus Mitgliedern des Vorstands, der Redaktionskommission sowie dem Co-Redaktor Matthias Hui. Nach einem sorgfältigen Verfahren fiel die Wahl auf Léa Burger, Religionswissenschaftlerin, Feministin und Redaktorin bei RosaRot. Wir freuen uns, dass sie auf den 1. Januar 2016 die Nachfolge von Monika Stocker antritt.

Im Januarheft erscheint eine Würdigung von Monika Stockers langjähriger Redaktionsarbeit für die Neuen Wege. Wir lassen sie ungern ziehen, sind aber auch gespannt auf den Generationenwechsel. Eine Vorstellung von Léa Burger folgt ebenfalls im Januarheft.

Esther Straub/Christoph Ammann, Co-Präsidium

wirkt aber einen stetigen Fortschritt in Richtung Gleichberechtigung, so dass sich die beiden Figuren quasi auf Augenhöhe begegnen können und sich selber in ihrer Unterschiedlichkeit nicht mehr negieren müssen. Unabhängig wird man gemäss dieser kulturell stark verankerten Vorstellung, wenn man die Notwendigkeit des Kampfes um Anerkennung einsieht und sich von der Hierarchie hin in Richtung Gleichstellung zu bewegen versteht.

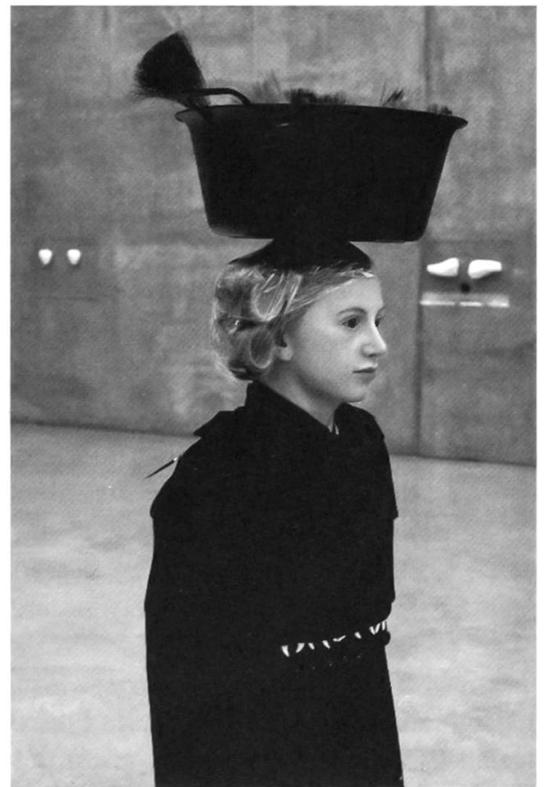
Die Denkfigur betont zweitens, dass der Kampf um Anerkennung grundlegend ist für die Gesellschaft und dass das Herr-Knecht-Verhältnis exemplarisch für jeglichen (Gesellschafts-)Vertrag ist. Pointiert bedeutet dies, dass eine Gesellschaft dann zivilisiert ist, wenn sich ihre Mitglieder nicht gegenseitig totschiessen, sondern mehr oder weniger gleich gestellt begegnen und sich die Vertragsparteien als gleichwertig anerkennen. Die Denkfigur legt eine Vorstellung einer Gesellschaft offen, in der man sich über Arbeit und Anerkennung entwickeln, zu Selbstbewusstsein finden kann und schliesslich frei und unabhängig wird, sofern Herr oder Knecht ein Mann ist. Denn die Denkfigur überschattet mit dem Gesellschaftsvertrag den (zeitlich und strukturell) vorausgehenden Geschlechtervertrag. Weder Herr noch Knecht müssen ihr Geschlecht und ihr Mann-Sein bedenken, noch leben sie ausschliesslich in einem Mann-Mann-Beziehungs- und Arbeitsverhältnis, sondern sind als Männer auch in einem Geschlechterverhältnis eingebunden.

Schliesslich bietet drittens die Denkfigur auch eine Denkschulung: Man übt und praktiziert ein Denken in Gegenüberstellungen: Herr-Knecht, Mann-Frau, Arbeitgeber-Arbeitnehmer, Frau-Magd, unabhängig-dominiert, frei-abhängig, vernünftig-irrational, erfolgreich-abhängig, Subjekt-Objekt, etc.

Als mir mein Freund seine Erfahrung der Unabhängigkeit erzählt hatte, schnappte bei mir diese Denkfigur zu: Aha! Der

Herr fühlt sich frei, er ist es, der den Beruf auswählt, ausser Haus arbeiten und so sich selbstverwirklichen kann, der über den Lohn verfügt und zugleich seine Dynastie begründet; die Hierarchie bleibt gewahrt. Seine (scheinbar) unabhängige Wahl basiert auf dem stillschweigenden Einvernehmen des Geschlechtervertrages, seine Frau unterstützt ihn im Hintergrund und hält ihm den Rücken frei für seine Taten.

Die Herr-Knecht-Denkfigur kann den Blick auf die realen Verhältnisse schärfen: Wer ist der Herr, der die sozioökonomische Ordnung dominiert und



definiert? Wer ist der Knecht, der sich mittels notwendiger Arbeit seinen Platz erst erarbeiten oder gar erstreiten muss? Aber wie kommt die einzelne Person mit ihren subjektiven Fähigkeiten dazu, sich mit der Gesellschaft auszutauschen? Die Unabhängigkeit, von der mein Freund so stolz erzählt, basiert auf seiner Abhängigkeit von seiner Frau, die ihn nicht nur in der Berufswahl unterstützt, sondern auch die familiäre Arbeitsteilung mitträgt und am Familienlohn partizipiert.

Rosemarie Trockel,
«The Critic», 2015.
Bild: Markus Tretter/
Kunsthhaus Bregenz

In den vorgegebenen, realen Verhältnissen – und dies ist wohl eine Erfahrung, die nicht nur von Kindern und kranken, älteren und beeinträchtigten Menschen, sondern auch von allen erwachsenen Menschen geteilt wird – geht die Abhängigkeit der Unabhängigkeit voraus: In der vorgegebenen Wirtschaftsordnung sind wir von einer Arbeitsstelle ebenso wie von einem Vorgesetzten, von einem möglichst regelmäßigen Lohn ebenso wie von gelebter Wertschätzung abhängig. Wir sind von einer Arbeitsteilung im Öffentlichen wie im Privaten abhängig und davon, dass wir in diesen vielfältigen Abhängigkeiten auch einen Spielraum (zum Beispiel für Erholung, Freundschaft, Sport, Selbsta Ausdruck, etc.) aushandeln können. Wir sind von einem leistungsfähigen, gesunden Körper abhängig, den wir zu beherrschen glauben, aber nicht grenzenlos steuern und ausbeuten können; zugleich machen wir alle die Erfahrungen gewisser Fremdsteuerungen, wenn es mit uns macht. Wir sind schliesslich auch von politischen und sozialen Rahmenbedingungen abhängig, um überhaupt arbeiten, wirtschaften, uns austauschen, uns entwickeln, lernen und leben zu können.

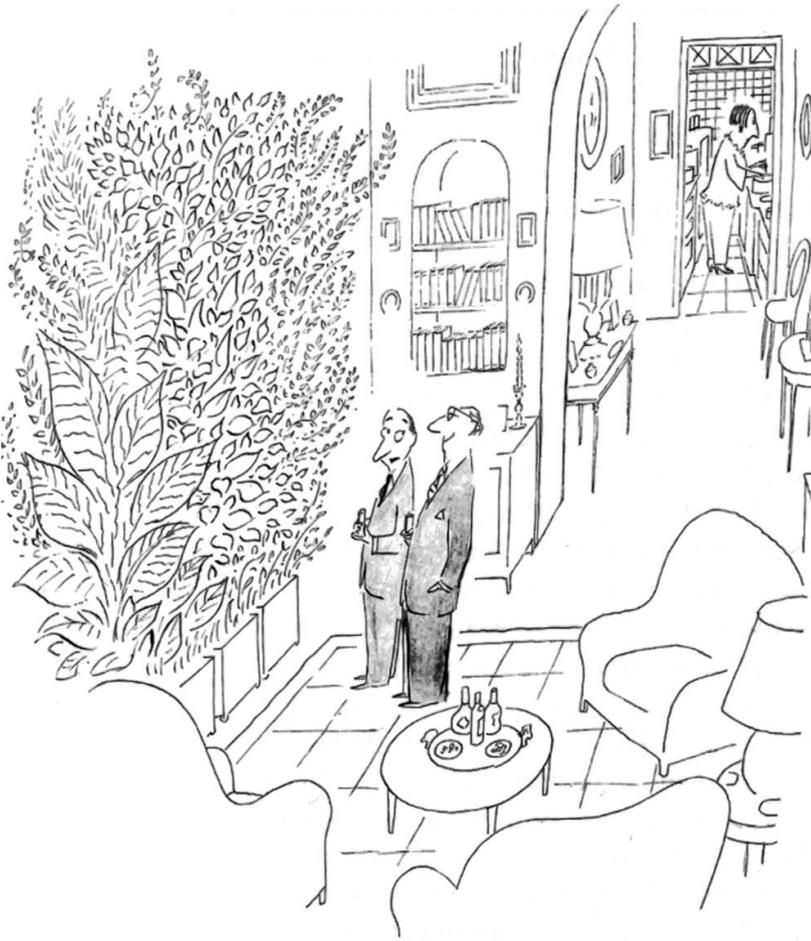
In diesen realen Verhältnissen wird die Arbeit selbst äusserst unterschiedlich und zugleich streng hierarchisch bewertet: da die wichtige (öffentliche, fürs Wirtschaften entscheidende, produktive und daher sichtbare, effiziente) Arbeit des Herrn – dort die notwendige (reproduktive, wenig sichtbare, heute vor allem als kostenintensiv verrufene) Arbeit der diversen Knechte und Mägde. Die Bewertung und die daraus resultierende Entlohnung der Arbeit aktualisiert das Herr-Knecht-Verhältnis und verdeutlicht in aller Schärfe die soziokulturelle Definitionsmacht der Herrschenden: Das Wichtige wird vom Notwendigen unterschieden, hierarchisiert, vergoldet und mit Unabhängigkeit imprägniert. Wichtig sind all jene Arbeiten

(der vorherrschenden Ökonomie), die zum Erfolg und zur Souveränität des Herrn beitragen und so seine Anerkennung ebenso wie seine Unabhängigkeit fördern. Notwendig sind all jene Tätigkeiten (der Care-Ökonomie), die erledigt werden müssen, um das alltägliche Leben und Überleben unter den Menschen zu gewährleisten.

Wir sind in vielfältige Arbeitsbeziehungen verstrickt. Arbeit führt jedoch nicht automatisch über Anerkennung zur Unabhängigkeit, sondern oft auch in Entfremdungen: Die Arbeit stumpft ab, laugt aus und macht den Körper kaputt; man fühlt sich in seiner Haut nicht mehr wohl; man erkennt sich selber nicht mehr... Es ist ein Privileg, eine Arbeit ausüben zu können, die man gerne erfüllt und als sinnstiftend erlebt. Der Arbeitsalltag sieht jedoch oft anders aus: Man muss arbeiten, ist erschöpft und abends müde, der Tag ist auf die Arbeit reduziert. Kurz: Man arbeitet, um zu verdienen – und erlebt vielleicht eine gewisse Befriedigung darin, die Familie mitzufinanzieren, gemeinsam in die Ferien fahren und alle Rechnungen Ende des Monats bezahlen zu können. Dieser Freiraum wird dann ein Stück konkrete Unabhängigkeit.

Emanzipation – das Ende der Abhängigkeit?

Die selbstverständliche Pointierung der Unabhängigkeit moniert, dass Abhängigkeit in welcher Form auch immer überwunden werden muss: Der Knecht, die Frau, der schwarze Mann, die Migrantin, die Alleinerziehende, die Queer, die Mittellose... – all diese (prototypisch erwähnten) «Minderheiten» müssen sich aus ihrer Abhängigkeit emanzipieren, um als «vollständiges Subjekt» von der Gesellschaft anerkannt zu werden. Es gibt nur eine vernünftige Antwort auf die Abhängigkeit: Es ist ihre Überwindung, also die Befreiung aus Abhängigkeit und der damit stillschweigend verbundenen Unmündigkeit.



Cartoon: Jean-Jacques Sempé

Nun haben beispielsweise die Erste und Zweite Frauenbewegung gezeigt, dass sie gerade als Bewegungen zu einer Art «historischer Marsch» zwecks Einholen der Männer in ihrem sozialen Fortschreiten wurden und dass die Emanzipation der Frauen zwar das Wahl- und Stimmrecht, Bildungschancen und eine gewisse Freiheit in der Wahl des Berufs und des Lebensentwurfes eröffnet hat. Die Frauen haben tatsächlich nennenswerte Fortschritte in der politischen Gleichstellung erreicht. Es ist aber auch eine Integration der Frauen in die herkömmliche Ordnung des Patriarchats. Eine Integration auf Kosten der Geschlechterdifferenz und der Eigenständigkeit, kurz: der weiblichen Freiheit.

Verbergen sich in dieser Vorstellung von Emanzipation nicht Formen repressiver Integration als Anpassung an die herkömmliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, ein Fortschrittsglaube und vor allem eine Denkgewohnheit, die blind machen für Abhängigkeiten?

Durcheinander – durch einander

In meiner psychoanalytischen Praxis hat sich in den letzten Monaten eine Szene wiederholt und mich daher zum Nachdenken angeregt. Die Szene spielt sich in etwa so ab: Es kommt eine eher jüngere Frau in ein Erstgespräch mit der klaren Absicht herauszufinden, ob sie ihre Psychoanalyse bei mir machen will oder bei jemand anderem. Sie erzählt, mal stockend, mal fließend, was sie hierher führt. Es ist spürbar, dass sie mit sich und der Welt hadert und vom Wunsch getrieben ist, aus der leidvollen Situation herauszufinden, etwas bei sich selber zu entdecken und vielleicht auch etwas ändern zu wollen. Am Ende dieser Szene sagt dann die junge Frau: «Ich möchte gerne beginnen, aber ich will nicht abhängig werden.»

Woher dieses starke «Aber nicht...»? Äussert die junge Frau hier eine gewisse Schwierigkeit, ihren eigenen Anfang zu machen? Spürt sie eine gewisse Orientierungslosigkeit angesichts der Offenheit des Gesprächs? Wiederholt sie hier spontan ein Vorurteil, das die Gesellschaft ihr informell anbietet, nämlich dass die Psychoanalyse abhängig macht, so dass man schliesslich keine Entscheidung mehr selber treffen kann und nie mehr zu zweit im Bett liegt ohne Rücksprache mit «meiner Analytikerin», wie es Woody Allen und Tony Soprano medientauglich kolportieren? Spürt sie diesen unauflösbaren Widerspruch, dass sie in der psychoanalytischen Arbeit gerade dann andere Erfahrungen erleben und sich so allenfalls selber vertiefter kennenlernen und eigenständiger werden kann, wenn sie sich auf mein konkretes und unmittelbares Beziehungsangebot einlassen und sich so auch einer gewissen Abhängigkeit aussetzen kann? Äussert sie ein Unbehagen gegenüber einer Erfahrung, die sie als Tochter einer Mutter mitbringt und mir gegenüber zu äussern wagt? Oder nimmt sie eine gewisse Gefahr wahr im Moment, wo unser Gespräch anregend ist und ich ihr

nicht nur zuhören, sondern mich auch einbringen? Spürt sie einen diffusen Wunsch, sich etwas sagen zu lassen, und einen ebenso diffusen Ärger, es nicht schon selber erkannt zu haben?

Jemanden auf die Welt zu bringen und auf die Welt zu kommen, schafft radikale wechselseitige Abhängigkeiten

In diesem Durcheinander möchte ich wieder drei eigene Momente aufgreifen: die Notwendigkeit, Wünsche und den Nabel. Jeder Mensch hat einen Nabel, ein Zeichen der Abhängigkeit in seinem/ihrer Körper, quasi als Körpermitelpunkt. Dieser eigene Nabel ist sichtbarer Hinweis, dass er/sie längere Zeit ein Anhängsel seiner/ihrer Mutter war. Der Nabel bezeugt die Geburt und die radikale Abhängigkeit von der Mutter, die es ihm/ihr mit der Schwangerschaft und dem Gebären ermöglichte, auf die Welt zu kommen. Der Nabel ist zudem eine Narbe der Trennung und der beginnenden Selbständigkeit. Der Nabel wird durchtrennt und das Kleinkind von der uterinen-selbstverständlichen und unmittelbaren biologischen Versorgung durch den Körper der Mutter auf die Ernährung durch Muttermilch und soziale Interaktion umgestellt. Der Nabel ist da – und ist doch psychisch und kulturell von befremdender Bedeutungslosigkeit. Der Nabel verweist auf die Abhängigkeit von der Mutter, physisch, geburtlich; der Vater erhält bezüglich dieses Nabels nur dann eine Bedeutung, wenn er die Abnabelung symbolisch vornimmt und enteignet. Die konkrete, reale Abnabelung verstärkt die Notwendigkeit der psychischen, physischen, biologischen und verbalen Versorgung und Fürsorge gegenüber dem Kleinkind. Das Kleinkind muss versorgt werden, das ist eine schlichte Notwendigkeit seines Überlebens. Das Kleinkind äussert seine grundlegenden Bedürfnisse, zugleich ist eine Mutter da oder sind Eltern präsent, die diese Bedürfnisse aufnehmen, sie

stillen oder versagen (müssen). Beide sind in ihren Abhängigkeiten aufeinander verwiesen. Es gibt folglich auch die verstecktere Notwendigkeit, nämlich die notwendige Einsicht der Mutter (der Eltern), von ihrem eigenen Säugling abhängig zu sein. Jemanden auf die Welt zu bringen und auf die Welt zu kommen, schafft radikale wechselseitige Abhängigkeiten. Das Kleinkind entwickelt sich mit der Unterstützung seines Umfelds, erlebt und erfährt sich allmählich auch als von der Mutter (und dem Vater und allfälligen Geschwistern) getrennt, entdeckt langsam seine Bewegungsfreiheiten ebenso wie seine realen und fremd gesetzten Grenzen, spielt mehr und mehr damit, Reaktionen auszulösen und so die eigene Wirkung zu erkunden, erfindet Worte, lernt sich auszudrücken, entdeckt allmählich, dass es Nicht-Mutter ist, und erfährt seinen Körper, erfährt sich als Mädchen oder Bub. Mit den psychosexuellen und psychosozialen Entwicklungsschritten entwickelt das Kind auch eigene Wünsche: den Wunsch, beispielsweise, es selber zu machen!, oder es der Mutter/den Eltern stolz zeigen zu können, etc. Worauf ich hinaus will (und es abkürze): Da ist nicht nur der Wunsch des Kindes nach wachsender Eigenständigkeit, sondern auch der Wunsch der Mutter (beziehungsweise der Erziehenden), dass das eigene Kind eigenständig wird, und ihr damit verbundener Wunsch nach mehr eigenem Spielraum. Genau dieser Wunsch der Mutter beziehungsweise der Eltern, dass ihr Kind selbständig werden kann, und ihre alltägliche, notwendige Arbeit an der konkreten Umsetzung dieses Wunsches werden übersehen. Unterschätzt wird zugleich der Widerstreit des Wunsches nach einem Kind und jenem nach eigenen Freiräumen. Solche widerstreitende Wünsche stehen am Anfang, und sie sind es, die nicht nur vorantreiben, sondern auch eine stete Unruhe in den psychischen und ökonomischen Haushalt einer jeden Person hineinbringen. Wünsche –

jener nach Eigenständigkeit, danach, wahrgenommen zu werden, nach Wirksamkeit, konkreten Zielen, nach Zeit und Befriedigung von Bedürfnissen – sind Antrieb, Grundlage der eigenen Lebendigkeit und bedingen auch eine (Neu)Gier. Um (sich) einen Wunsch zu erfüllen, muss man aus der Phantasiewelt in die Realität kommen und zur Welt kommen, indem man an seiner Konkretisierung arbeitet.

Der Imperativ: Sei unabhängig!

Daher ist mir dieser spontane bis scharfe Reflex der Abwehr von Abhängigkeit am Ende des erwähnten Erstgesprächs rätselhaft. Der Abwehrreflex funktioniert ebenso automatisch wie die Denkgewohnheiten oder gar der Imperativ: Sei unabhängig! Offenbar ist das zentrale Rätsel gerade die Vorstellung einer dynamischen Beziehung zwischen Analysandin und Analytikerin, in der die Analysandin in Kontakt mit mir kommen und es bleiben kann und ich zugleich ihre Stärke und Eigenwilligkeit, ihre Freiräume und eigenen Wünsche bejahen. Was selbstredend nur konfliktiv geschehen kann. In der herkömmlichen Ordnung ist es ein Rätsel, dass sich eine Analytikerin beziehungsweise eine Mutter an der Eigenwilligkeit der Töchter erfreut, ohne sie bremsen oder enteignen zu wollen. So muss gegen den Prozess zunehmender Autonomie aus der freiwilligen Abhängigkeit heraus eine starre Selbstbestimmung behauptet werden. Wachsende Unabhängigkeit bleibt ein konfliktreicher Prozess im konkreten Beziehungsgeschehen und sie bleibt, pointiert, von der Erfahrung von Abhängigkeit abhängig.

Durch einander erlangen wir also Formen von Unabhängigkeiten. Das heisst aber auch: dass die gegenwärtig kulturelle, ökonomische Ordnung – geschaffen durch die Vernunft und das von ihr abgegrenzte Andere der Vernunft, durch kapitalistische Vorgaben und geprägt von Menschenbildern – vielmehr

ein Durcheinander schafft, indem sie die alltäglichen Gegebenheiten von Beziehungen, Verstrickungen auch in Arbeitszusammenhängen, von Austausch, von Kontinuitäten und Unterbrüchen, Konflikten und Wünschen nach ihren Vorgaben sortiert und unter den Ideen quasi einordnet. Sie schafft ein Durcheinander, das es wieder neu zu ordnen gilt.

Nachträgliche Unabhängigkeit mit Eigenwilligkeit beginnen

Es lohnt sich, so denke ich, dieses kulturelle Durcheinander, das heisst: die durch die Philosophie- und Kulturgeschichte geschaffenen Denk- und auch Sehgewohnheiten zu verfremden und eine Umordnung zu schaffen. Das, was ich verfremden will, ist das Übersehen von Selbstverständlichem: nämlich die alltäglichen Abhängigkeiten. Doch womit soll ich anfangen?

Ich setze meine Gefühle und Erfahrungen als meinen Ausgangspunkt; ich will von mir aus gehen, von meinen Erlebnissen und Erfahrungen in meinem sozialen, ökonomischen Kontext. Nicht, um bei mir zu verharren, sondern um (m)einen Ausgangspunkt für die Erkundung der Welt zu setzen. Dieses Vonsich-ausgehen ist etwas Anspruchsvolles: Es setzt voraus, dass ich meine Erfahrungen als meine aneigne, auch wenn sie noch der Verbalisierung harren. Dass ich meine widersprüchlichen Wünsche spüre, erkenne und vorantreiben will, dass ich diese Wünsche im Austausch mit meinen FreundInnen oder ArbeitskollegInnen realisieren will. Und dass ich um die Notwendigkeit meiner eigenen Stärke zur Umsetzung dieser Wünsche weiss. Ich sollte also nicht freiwillig und allzu ängstlich auf meine Stärke verzichten. Wenn ich auf diese Weise von mir ausgehe, schaffe ich eine Bedingung dafür, dass sich Wahres sagen lässt, dass ich Worte finde, dieses Noch-Nicht in den Erfahrungen auszudrücken. Unverbrauchte Worte, so dass sich nicht bereits das gedachte Denken einstellt im

Lisa Schmuckli ist freischaffende Philosophin und Psychotherapeutin in eigener Praxis in Luzern.

l.schmuckli@bluewin.ch

Sinne der Denkgewohnheiten, sondern dass sich das denkende Denken ereignet – und meine Erfahrungen sagbar werden. Die Erfahrungen vermitteln mir meinen Zugang und Bezug zur Welt, wie sie sich mir zeigt, entgegenstellt, eröffnet. So werden Erfahrungen in eine Form gebracht, sie informieren über meine Realität, auch über unsere geteilten Realitäten. Gestärkt durch die eigenen Erfahrungen und Wünsche, informiert über diese Realität: Dies schafft Bedingungen für weibliche Freiheit ebenso wie für das eigene Selbstbewusstsein, nämlich über alles, was ich bin, frei zu verfügen im Kontext der Vertrauensbeziehungen. Verortet in den Vertrauensbeziehungen habe ich einen Ausgangspunkt für eine andere Politik. So gehe ich zwar von mir aus, aber nicht, um mich wieder festzuschreiben und gefangen nehmen zu lassen (beispielsweise von Weiblichkeitsvorstellungen oder männlichen Zuschreibungen), sondern um politisch und nomadisch bleiben zu können. Ich bleibe verbunden und werde zugleich Nomadin.

Wir sind alle – und zwar in allen Lebenslagen: privat, bei der Arbeit, im Alltag, öffentlich – in Beziehungen verstrickt und politisch eingebettet. «In Beziehungen, wo Vertrauen zirkuliert», schreibt die italienische Philosophin Luisa Muraro, «können wir beginnen, an einer neuen Ordnung zu weben, in der wir akzeptieren, dass Anderes passieren kann, und in der es möglich ist, sich nicht von einer Vorstellung von Autonomie einholen zu lassen, die nicht sehen will, dass sie selbst das Resultat einer Möglichkeit ist. Wir werden nicht unabhängig geboren: Freiheit ist eine Möglichkeit, die uns in den Beziehungen geboten wird.» Der Freiheit und der sekundären Unabhängigkeit voraus gehen Erfahrungen und Einsichten in notwendige Abhängigkeiten. ●

Verwendete Literatur:

- Benhabib, Seyla: Der verallgemeinerte und der konkret Andere*, in: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt 1989, S. 454–488
- Berkel, Irene: Missbrauch als Phantasma. Zur Krise der Genealogie*, Frankfurt 2005
- Braidotti, Rosi: Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*, Frankfurt 2014
- Bronfen, Elisabeth: Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, Berlin 1998
- Emcke, Carolin: Weil es sagbar ist. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit*, Frankfurt 2013
- Hangartner, Li/Schmuckli, Lisa: Das Andere der Politik*, in: *Neue Wege* 5/2015, S. 148–152
- Hug, Brigitta: Babyjahre anderswo*, Berlin/Wien/Zürich 2007
- Muraro, Luisa: Stärke und Gewalt*, Rüsselsheim 2014
- Dies.: Nicht alles lässt sich lehren*, Rüsselsheim 2015
- Neusüss, Christel: Die Kopfgeburt der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander*, Hamburg 1985
- Pateman, Carol: Feminismus und Ehevertrag*, in: Hagel-Docekal, Herta/Pauser-Studer, Herlinde (Hg.): *Differenz und Lebensqualität*, Frankfurt 1996, S. 174–223
- Praetorius, Ina: Wirtschaft ist Care, oder: die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen*, Berlin/Heinrich-Böll-Stiftung Band 16, 2015
- Schmuckli, Lisa: Begehren nach Bildern*, Wien 2006
- Dies.: Passion der Differenz*, Königstein/Taunus 2007
- Zamboni, Chiara: Denken in Präsenz. Gespräche, Orte, Improvisationen*, Rüsselsheim 2013
- Dies.: Unverbrauchte Worte*, Rüsselsheim 2005